

Wöchentliche Beilage zur Echerner Ostdeutschen Zeitung.

№ 19. 1887.

Schein und Sein.

Roman
von

Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„So sehr ich die brutale mittelalterliche Sitte des Duells verachte,“ fuhr Bodo in seiner Erzählung fort, „in diesem Falle blieb mir kein anderer Ausweg, um in den Augen Derer, unter denen ich lebte, meine Ehre und die der Geliebten wieder herzustellen. Ich beugte mich dem starren Vorurtheil eines falschen Ehrbegriffs und forderte den Unerbarmten.“

Aber damit war ich auch entschlossen, ein Ende zu machen. Dieses sollte das letzte Opfer sein, das ich meiner Stellung brachte. Nachdem ich den Gegner gezüchtigt, reiste ich mit dem unerschütterlichen Entschlusse nach Schloß Reinstein ab, den Dienst zu quittiren. Die Aufnahme, die ich bei meinem Vater fand, führte einen völligen Bruch herbei. Wie Sie mich jetzt sehen, Klärchen, bin ich ein Mann, der, ganz auf sich selbst gestellt, losgerissen von allen alten Verbindungen, seinen Weg in der bürgerlichen Gesellschaft suchen muß.“

„Sie werden ihn finden, Bodo,“ sagte Klara mit tiefer Bewegung. „Vertrauen Sie Ihrer Energie, Ihren Kenntnissen und Ihrer Liebe. Mit diesen Dreien im Bunde müssen Sie Ihr Ziel erreichen.“

„Ich will's und werde es, und meine Jane wird mir dabei zur Seite stehen.“

Es war inzwischen fast völlig dunkel geworden, Bodo erhob sich.

„Ihre Zustimmung hat mir neuen Muth eingeblüht,“ sagte er, vor der regungslos Dastehenden stehend. „Es war nur die

Erschöpfung, die mich so kleinmüthig machte. Haben Sie Dank, liebste Freundin, für Ihre Geduld, mir zuzuhören. Jetzt will ich gehen, will tüchtig ausschlafen, ich glaube, ich habe jetzt die Ruhe dazu. Morgen wird mir die Zukunft nicht halb so düster erscheinen.“ Er drückte ihr die Hand und ergriff seinen Hut. „Leben Sie wohl, Klärchen, ich komme morgen wieder. Hoffentlich ist Fritz dann zurück.“

7.

Robert hatte sich nach Schluß des Geschäftes in seine Privatwohnung begeben, die im Parterregehoß, dicht neben dem Comptoir lag, während seine Eltern die erste Etage des Hauses bewohnten, und war, nachdem er sich umge-

kleidet, in den prächtigen Park, der unmittelbar im Westen der Stadt beginnt, hinausgeritten.

In einer der Nebenalleen, wo das Gewühl der Wagen, Reiter und Fußgänger weniger groß und der Staub weniger lästig war, überholte er einen langen hageren Manenoffizier, der die Cigarre in den Mundwinkel und das Monocle in das rechte Auge geklemmt, gemächlich dahintrabte. Beide begrüßten sich.

„Wo wollen Sie hin, Dattenberg?“ fragte Robert.

„Wo es keine Menschen gibt,“ erwiderte der Man.

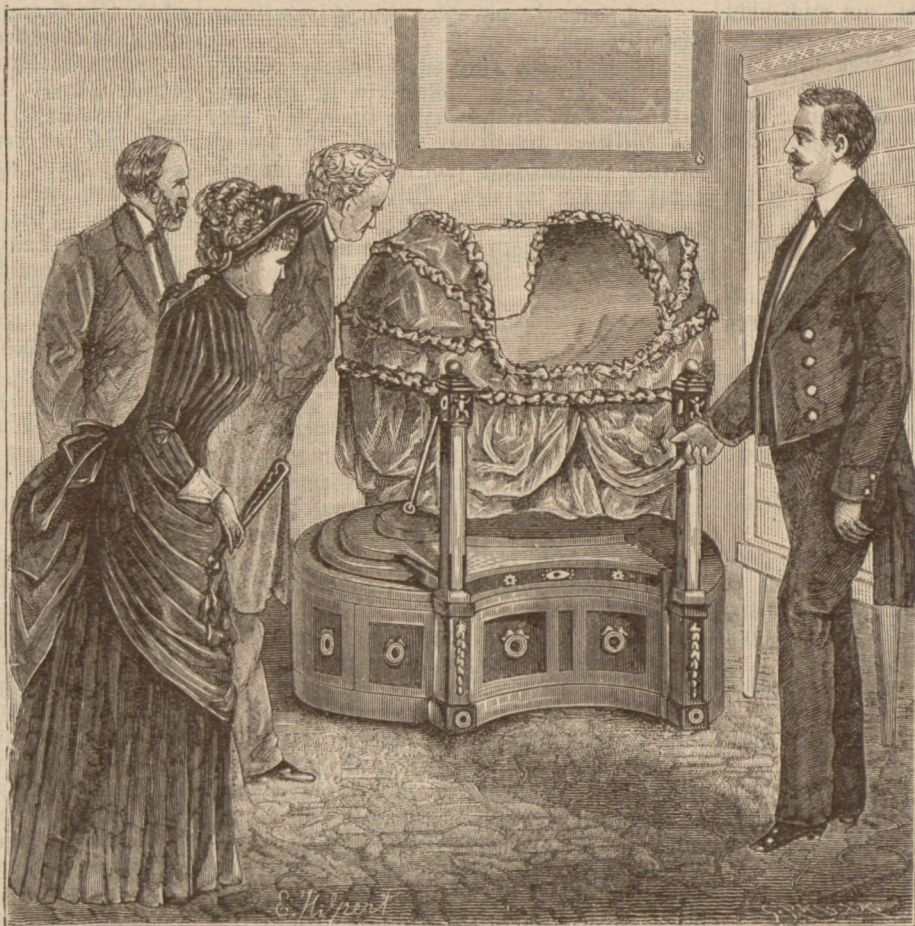
„Das nimmt mich Wunder, es ist doch sonst nicht Ihre Passion, sich in des Waldes tiefsten

Gründen zu verstecken. Ihre Neigung zu factastischen Bemerkungen können Sie doch nur in der Gesellschaft Ihrer geliebten Mitmenschen verwerthen.“

„Sehr wahr,“ sagte der Man, während er den Hals seines Thieres klopfte, „aber ich hatte eben eine äußerst vernünftige Unterhaltung mit meinem Pferde, die Sie leider unterbrochen haben. Bella meinte nämlich, die Menschen wären doch eine kuriose Sorte von Narren, daß sie sich bei der Schwüle und dem erstickenden Staub in den breiten Hauptwegen herumdrängten, nur um ihr interessantes Ebenbild recht oft wiederholt zu erblicken. Ihr, meiner Bella nämlich, wäre der kühle Stall und eine geistreiche Unterhaltung mit ihren Wittperden lieber.“

„Ihre Bella ist ein kluges Thier. Und die Moral von der Geschichte?“

„Die Moral?“ fragte Dattenberg mit einer Grimasse, die seinem scharfmarkirten brünetten Gesicht einen entschieden diabolischen Ausdruck gab. „Sieber Bach, was haben wir Beide mit der Moral zu schaffen? Wenn ich aber von



Die Wiege des deutschen Kaisers Wilhelm's I. im Hohenzollern-Museum zu Berlin. (S. 147)

dem guten Rath meiner Bella eine Ruhanwendung ziehen soll, so wäre es die, daß wir hier irgendwo absteigen und mit einem guten Glase Wein den verschluckten Staub hirabspülen."

"Damit bin ich einverstanden. Welches Restaurant schlagen Sie vor?"

"Den Bellevue-Garten. Im Glaspavillon finden wir jedenfalls Gesellschaft vor, Rattwitz und Malchin sagten mir wenigstens heute Vormittag, sie würden herauskommen."

Nach etwa zehn Minuten hatten die Reiter den Eingang des Bellevue-Gartens, eines der fashionabelsten, an der Grenze des Parks gelegenen Restaurants erreicht. Robert sprang aus dem Sattel, befahl seinem Reitknecht in einer Stunde wieder zur Stelle zu sein und folgte dem bereits vorausgegangenen Offizier. Wie dieser vorhergesagt, war schon in dem eleganten Gartensalon eine kleine Gesellschaft von Bekannten versammelt, einige Lieutenants von der Garde, ein Gesandtschaftsattaché und mehrere junge Herren aus den ersten Kreisen der Residenz.

"Sieber Rattwitz," sagte Dattenberg, mit Robert auf den Angeredeten zugehend, "ich bringe Ihnen hier Ihren Freund Bach mit, der vor Verlangen brennt, zu erfahren, wie Sie sich auf Ihrer Urlaubsreise amüßirt. Ich habe ihm schon Ihr vorzügliches Aussehen gerühmt."

"Ihnen könnte eine Badekur auch nicht schaden, lieber Dattenberg, Sie leiden entschieden an der Leber," meinte Rattwitz, während er Robert einen Finger reichte. "Freue mich, Dich zu treffen, Robert, wollte schon zu Dir kommen, kann aber die Comptoirluft partout nicht vertragen — Du weißt ja."

"Wie hast Du Dich auf der Reise amüßirt?" fragte Robert, sich neben Rattwitz niederlegend.

"Gar nicht, habe nur Aerger gehabt. Die Boroni kompromittirte mich — eh bien! Ich habe sie einfach sitzen lassen und bin allein weiter gereist. Zum Unglück muß mir auch noch Dein Alter begegnen auf dem Broden, ich habe ihm die Boroni als meine Cousine vorgestellt, wenn er Dich also darnach fragen sollte, so weißt Du jezt, was Du antworten mußt, um mich nicht zu dementiren."

Robert konnte ein Rächeln über diese Enthüllung nicht unterdrücken.

"Das ist in der That viel Malheur. Doch die Launen der Boroni sind unberechenbar, Du wirst ein andermal besser reüssiren."

Die Unterhaltung, bisher gruppenweise geführt, wurde jezt allgemein.

"Weiß Niemand, wie es Lobbenitz geht?" fragte der Attaché.

"Ist in der Besserung," erwiderte der Lieutenant v. Malchin, "ich habe ihn heute früh besucht."

Nun war die Quelle zu verschiedenen Meinungsäußerungen wieder geöffnet. Robert, dem die bisherige Unterhaltung ziemlich langweilig gewesen war, wurde aufmerksam, als er Bodo's Namen hörte.

"Was ist das für ein Duell, von dem die Herren sprechen?" fragte er Rattwitz.

"Zwischen Reinstein und Lobbenitz, ganz unverantwortliche Uebereilung von Reinstein, er ist ein fataler Mensch, schlechter Gesellschafter, nimmt Alles so schrecklich ernsthaft, man kann sich gar nicht mit ihm abgeben."

"Reinstein ist der einzige vernünftige Mensch, der mir in meinem ganzen Leben begegnet ist," warf Dattenberg, dessen scharfes Ohr die letzten Worte aufzufangen, ein.

"Das ist wieder eins von Ihren Paradoxen, an die Sie selbst nicht glauben, Dattenberg. Sie waren nie Reinstein's Freund, soviel ich weiß."

"Aber sein Sekundant. Er schießt famos, fast so gut wie ich."

"Sie scheinen sehr für ihn eingenommen zu sein."

"Im Gegentheil, ich hasse ihn aufrichtig." "Da werde ein Anderer daraus klug. Sie widersprechen sich ja beständig selbst," rief Malchin.

"Durchaus nicht. Ich hasse ihn, weil er sich noch seine schönen Ideale bewahrt hat und beneide ihn, weil er noch im Stande ist, dafür etwas zu opfern."

"Reinstein hat ihm etwas vorgeschwärmt und Dattenberg hat sich fangen lassen, welche Blamage für einen cynischen Philosophen," rief Rattwitz.

"Im Gegentheil, Sie sehen nur die Konsequenz nicht ein, lieber Rattwitz. Er wird sich in seine ländliche Tonne zurückziehen, ein Weib nehmen, ein stillvergünstigtes Dasein führen und glücklich sein. Ich wollte, ich hätt' es auch schon so weit gebracht."

"Warum eifern Sie ihm denn da nicht nach? In Ihren lithauischen Wäldern finden Sie für eine Tonne Platz genug."

"Ja sehen Sie, da steckt eben der schwarze Punkt. Ich kann unter vernünftigen Menschen nicht mehr leben, mein Gemüth ist bereits zu verdorben, ich brauche Narren, die mich belustigen, darum muß ich in Berlin bleiben."

"Dattenberg ist heute in der That unerträglich," sagte der Attaché. "Ich glaube, es wird für ihn am besten sein, wir bringen ihn in eine andere Umgebung. Wie wäre es, wenn wir Alle zu Poppenthal gingen und machten eine Chamvagnerbowle."

Da dieser Vorschlag allseitige Zustimmung fand, so erhob sich die ganze Gesellschaft und brach lärmend auf. Während sie durch den geräumigen Garten schritten, gesellte sich Robert zu dem Allan.

"Ein Wort, Herr v. Dattenberg. Meinen Sie das im Ernst, was Sie über Herrn v. Reinstein sagten?"

"Warum? Interessirt Sie derselbe?"

"Gewissermaßen ja, allerdings rein menschliches, kein persönliches Interesse."

"So — so!"

"Ich habe so viel über seinen sonderbaren Charakter gehört, daß —"

"Glauben Sie kein Wort davon," unterbrach ihn der Allan. "Reinstein ist ein vortrefflicher Kopf, untadelhafter Charakter, aber kein Militär. Er ist der Einzige, für den ich wirklich Freundschaft fühlen könnte, ich lasse nichts auf ihn kommen. Befriedigt Sie das?"

"Vollkommen."

Dann schwangen sich Beide in den Sattel und folgten den Uebrigen, die schon voraus waren.

8.

Irma war nach der unerwarteten Trennung von ihrem Begleiter Rattwitz und der Begegnung mit Doktor Weller geradeswegs nach Berlin zurückgekehrt. Der empfangene Eindruck war stark genug gewesen, um sie für einige Tage ganz aus der gewohnten Lebensweise herauszureißen. Während sie sonst kaum eine Stunde ohne Gesellschaft bleiben konnte, da ihr lebhaftes Naturell ihr beständige Unterhaltung zum Bedürfniß machte, verschloß sie sich die drei ersten Tage in ihr Zimmer, ließ Niemand vor und verweigerte sogar der Frau Borchardt den Eintritt in ihre Gemächer.

Letztere, eine ältere Schauspielerin, die am Carl-Heinrichstädtischen Theater für kleine Rollen engagirt war und von Irma Wohnung und Kost erhielt, wofür sie die Verpflichtung übernommen hatte, dieser als Ehrendame zu dienen, mußte sich ein so wunderliches Betragen ihres Schützlings nur dadurch zu erklären, wenn sie die Ursache von Irma's wunderlichem Benehmen in einem Zerwürfniß mit ihrem eifrigen Anbeter suchte. Als verständige Theatermutter tröstete sie sich damit, daß ja im schlimmsten

Falle ein solcher Verlust nicht unerseztlich sei, und hoffte, der Riß würde sich schon wieder zusammenziehen. Diese Hoffnung wurde durch ein Briefchen unterstützt, das wenige Tage nach Irma's Rückkunft ankam und dessen Adresse die Handschrift des Barons zeigte. Irma weigerte sich zwar entschieden, es anzunehmen, befahl vielmehr auf das Strengste, das Billet an den Absender zurückgehen zu lassen. Aber die gute Frau Borchardt verstand sich auf ihre Pflichten besser. Sie legte den Brief bei Seite in der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß Irma schon bei Gelegenheit danach fragen würde.

Darin hatte sie sich denn auch nicht getäuscht. Am vierten Tage öffnete sich plötzlich Irma's Zimmer und die Sängerin, die bisher nur für das Dienstmädchen sichtbar gewesen, erschien im Empfangsalon, betrachtete sich eine Weile sinnend in dem großen Stehspiegel von Kopf bis zu Fuß, um sich zu vergewissern, ob ihr Neußeres nicht etwa durch die freiwillige Klausur gelitten und wandte sich dann an ihre Gesellschaftern.

"Sehe ich nicht etwas angegriffen aus, liebe Kamilla? Sag' es mir offen."

"Ein wenig blaß, aber das steht Dir gut. Es gibt Dir so etwas Schmachzendes, das wirklich entzückend ist und das Herz des ärgsten Weiberfeindes schmelzen müßte. Laß Dich umarmen, Kind, Du siehst zu bezaubernd aus."

"Hat Niemand nach mir gefragt?" fuhr Irma nach einer Weile fort.

"Kein Mensch. Wie sollte das auch zugehen? Alle Welt glaubt Dich ja verweist."

"Richtig, Du hast ganz Recht, Kamilla. Es ist mir auch lieb so, es soll Niemand mehr zu mir kommen, diese Besuche langweilen mich. Ueberhaupt — ich bin zu dem Entschluß gekommen, das Theaterleben aufzugeben."

"Du willst Dich verheirathen?" stieß Kamilla von ihrer Bestürzung herod, da ihr ja dadurch ihr schöner Posten verloren ging.

"Muß es denn immer gleich geheirathet sein, wenn eine Bühnenkünstlerin ihre Laufbahn aufgibt? Im Gegentheil, ich will für mich leben, mir selbst angeden. Schicke mir einen Händler, der meine Garderobe, meine Einrichtung, meine Juwelen kauft, die Summe wird hinreichen, mich für's Erste sicher zu stellen. Das Weitere findet sich mit der Zeit."

Es bedurfte einiger Minuten, ehe sich Kamilla von ihrer grenzenlosen Ueberraschung so weit erholt hatte, um antworten zu können.

"Das ist Dein Ernst nicht, Irma, das kann Dein Ernst nicht sein," plakte sie dann heraus. "Was willst Du beginnen? Wie weit reichen denn die paar tausend Thaler, die Du durch den Verkauf Deiner Wirthschaft lösen wirst? Und wär' es ein Vermögen, es ist ja undenkbar, daß ein Mensch sein Glück so mit Füßen treten kann. Was fehlt Dir denn in diesem Engagement, um glücklich zu sein? Du bist der Liebling des Publikums, alle Herren liegen zu Deinen Füßen, keine Operette wird aufgeführt, wenn Dir Deine Parthie darin nicht gefällt. Alles richtet sich nach Dir, selbst der Direktor, der doch die übrigen Mitglieder behandelt wie ein Sklavenvogt, ist Dir gegenüber geschmeidig wie ein Ohrwürmchen, die Kritik, die gegen Unserens so bissig ist, überhäuft Dich mit Liebeshuldigungen. Was fehlt Dir also?"

Irma hatte ruhig den Redestrom der Alten über sich ergehen lassen. Als diese schwieg, sagte sie: "Gib Dir keine Mühe, Kamilla, ich will's so. Besorge mir einen Händler, der meine Sachen kauft, Du sollst dabei nicht zu kurz kommen."

Und dabei blieb es für diesen Tag. Aber der nächste zeigte schon eine andere Physiognomie. Nach einer Ausfahrt, die sie gegen die Abendstunde gemacht, kam Irma in völlig veränderter Laune zurück. Ueber das Projekt, die Bühne zu quittiren, wurde nicht mehr gesprochen, sie

ließ sich sogar herbei, nach dem Briefe des Barons zu fragen, und als Kamilla ihr denselben triumphirend vorwies, las sie ihn anscheinend nicht ohne Interesse.

„Der arme Baron,“ meinte sie dann. „Ja, diese Begegnung auf dem Brocken mag ihn in große Verlegenheit gesetzt haben, das glaube ich wohl, er hat allerlei Rücksichten zu nehmen.“ Dann lachte sie, ließ den Brief auf den Boden fallen, trällerte eine Arie vor sich hin und tanzte dazu im Zimmer herum.

Kamilla athmete auf, sie war überzeugt, das drohende Unheil würde diesmal noch vorübergehen.

Um so heftiger wurde ihre kaum wiedergewonnene Gemüthsruhe natürlich erschüttert, als Irma sie bereits am nächsten Morgen durch eine neue Grille in Schrecken jagte. Sie klagte über Unwohlsein, war verdrießlich, schalt ihre Gesellschafterin, daß diese noch keinen Käufer für ihre Möbel und Theatergarderobe besorgt und bestand schließlich darauf, es solle der Doktor geholt werden.

Als nach einer Stunde, während der Irma in unerklärlicher Aufregung von einem Zimmer in das andere gelaufen war, ohne Ruhe zu finden, das Dienstmädchen endlich mit der Meldung zurückkehrte, der Herr Doktor sei noch verreist, gerieth die Sängerin in den heftigsten Zorn. Sie biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, stampfte mit den kleinen Füßchen den Boden und brach schließlich in Thränen aus. Dann lief sie in ihr Zimmer, riegelte hinter sich zu und kam bis zum Abend nicht mehr zum Vorschein.

Solche Vorfälle wiederholten sich fortan täglich. Kamilla wurde schließlich förmlich kopfscheu, wagte kaum noch aufzutreten oder ein Wort zu äußern, da sie nie wußte, in welcher Stimmung sie ihren Schützling antreffen und welcher Empfang ihr werden würde. Lachen, Weinen, Heiterkeit, Zorn lösten einander im Laufe weniger Stunden ab, aber es blieb schließlich Alles beim Alten. Kamilla kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die Reise wirklich ungünstig auf das Gemüth Irma's gewirkt haben müsse und es in ihrem Kopfe entschieden nicht mehr ganz richtig sei. Daher brachte sie, soviel als es anging, Kleinigkeiten von Werth auf die Seite und bereitete sich im Stillen auf jede Eventualität vor.

Inzwischen war der Tag herangerommen, an welchem Irma's Urlaub zu Ende ging.

Irma war am Morgen ziemlich heiter aus ihrem Schlafzimmer gekommen, hatte sich nach dem Frühstück auf das Sopha gestreckt und lag dort in Nachsinnen verloren schon während einer Stunde, ohne ein Wort zu sprechen. Die Erinnerung an die Scene, die sich zwischen ihr und Fritz abgespielt hatte, war noch lebendig genug in ihrem Gedächtniß, und die Bewegung, welche sie damals ergriffen, zitterte noch in ihrem Herzen nach. Allein da sie Fritz seitdem nicht wiedergesehen, hatte die Empfindung doch viel an Tiefe verloren, es fehlte der Impuls, die unmittelbare Einwirkung, die Irma's wandelmüthiger Charakter nicht entbehren konnte, um einen Entschluß auch auszuführen. Und jetzt, wo sie vor die Entscheidung gestellt war, fühlte sie sich unsicherer als je, alle Gründe für und wider waren von gleicher Stärke und Ueberzeugungskraft. Wenn ihr nicht ein äußerer Zufall zu Hilfe kam, war gar nicht abzusehen, wie sie diesen Widerstreit beenden könne.

Dieser äußere Anstoß erschien nun allerdings in Gestalt des Theaterdieners, der eilfertig in das Zimmer trat und ein Buch, das er unter dem Arm trug, vor Irma niederlegte.

„Der Herr Direktor schickt mich, Fräulein Boroni,“ sagte er mit heiserer Stimme, „Sie möchten so freundlich sein und den Probezettel durchlesen. Wenn Ihnen die Zeit, zu welcher

die Proben angesetzt sind, konvenirt, so bittet der Herr Direktor um Unterschrift.“

„Sie können das Buch behalten, ich unterschreibe nicht,“ versetzte Irma kurz.

„Aber der Herr Direktor —“

„Was geht mich der Direktor an? Er soll sich eine Andere suchen, die ihm die Kasse füllt, ich habe keine Lust mehr dazu.“

Der Theaterdiener stand noch einen Augenblick ganz verduzt da, und als Irma laut auflachte, drehte er sich auf dem Absatz herum und schoß zum Zimmer hinaus. Die Sängerin aber sprang, über diese Episode mit einem Schlage alle ihre Sorgen vergessend und völlig aufgeheitert empor, hüpfte lachend im Zimmer herum und freute sich über ihren Streich wie ein Kind, das dem verhassten Mentor einen Schabernack gespielt hat.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde draußen die Klingel gezogen, gleich darauf trat das Mädchen ein und meldete den Herrn Direktor Bergmann.

„Wird nicht vorgelassen. Ich bin krank.“

Nach wenigen Minuten erschien das Mädchen wieder.

„Der Herr Direktor will sich nicht abweisen lassen, er sagt, er habe eine Sache von höchster Wichtigkeit zu besprechen.“

„Ach, das kenne ich schon. Wichtig ist Alles, was sich bei solchen Leuten auf ihren Selbstbeutel bezieht.“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie mich nicht so lange warten, liebe Boroni,“ hörte man draußen des Direktors Stimme. „Wenn Sie auch ein wenig unpäßlich sind, wir kennen uns ja und Sie brauchen sich vor mir nicht zu geniren. Was ich Ihnen mitbringe, wird Sie auf dem Fleck gesund machen, dafür stehe ich.“ Und ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat der Direktor in's Zimmer.

Irma blieb ruhig auf dem Sopha liegen, ohne sich zu rühren.

„Wer hat Sie gerufen?“ fragte sie heftig. „Habe ich Ihnen erlaubt, hereinzukommen?“

„Nicht doch, liebe Boroni, thun Sie mir den Gefallen und werden Sie nicht böse, das schadet Ihrer Stimme. Ich habe eine so gute Nachricht für Sie, daß Sie mich schon entschuldigen werden.“

„Hat Ihnen der Theaterdiener meinen Auftrag ausgerichtet?“

„Nun, versteht sich. Alles hat er mir gesagt, Sie sind mit den Proben nicht einverstanden. Thut nichts, soll abgeändert werden.“

Das Dienstmädchen hatte sich inzwischen entfernt. Direktor Bergmann ergriff ungenirt einen Stuhl, stellte ihn am Kopfende des Sopha's hin und setzte sich dann in nächster Nähe seiner Primadonna darauf nieder.

„Nun hören Sie einmal,“ sagte er, ihre Hand zwischen seine rothen Finger, an denen mehrere Brillantringe glänzten, nehmend. „Da wir wieder so gute Freunde sind und Sie mir mein Eindringen in Ihr Allerheiligstes verziehen haben, so wollen wir einmal gemüthlich mit einander berathen, wie wir Alles hübsch einrichten müssen, um Ihr erstes Auftreten nach den Ferien zu einem besonders glänzenden zu gestalten.“

„Direktor, Direktor!“ versetzte Irma schon halb besänftigt. „Sie wissen ja gar nicht, ob ich wieder auftreten will.“

„Ach Spaß, liebe Boroni, eine Künstlerin wie Sie ist das der Welt schuldig. Wer sollte denn Ihre Stelle einnehmen? Sie haben ja in Deutschland keine Rivalin. Das Publikum würde außer sich sein, ganz Berlin in Trauer und besonders, da es sich um eine Parthie handelt, welche die wirkungsvollste Ihres ganzen Repertoires werden wird. Die Rolle ist Ihnen wie auf den Leib geschrieben, fünfmaliger Umzug, zuerst als Seefadent, das kleidsamste Kostüm,

was sich für Ihre Figur nur denken läßt. Dann als Marquise, ich habe mir schon aus Paris einen Stoff verschreiben lassen, echter Rococostoff mit Blumenstickerei, einen solchen Stoff können Sie in ganz Berlin nicht aufreiben. Dritter Umzug als Nymphe. Der dritte Akt spielt nämlich auf einer fabelhaften Insel im stillen Ocean. Und die Musik, das Beste, was wir im Operettengenre bisher gehabt haben. Einige packende Nummern sind darin, die stürmischen Applaus hervorrufen werden. Da ist zum Beispiel gleich im ersten Akt ein Seemannslied, das Sie zu singen haben und das noch mehr Furore machen wird, als das Terzett in der Fatinika. Hören Sie nur.“

Er nahm das Heft, welches er beim Eintreten auf den Tisch gelegt hatte, ging zum Klavier, öffnete es und begann die bezeichnete Nummer zu spielen.

„Jetzt — jetzt kommt der Einsatz, geben Sie Acht!“ und dann sang er mit seiner rauhen Bassstimme, die ab und zu in die Fisteln überschlug, das Seemannslied.

„Um's Himmels willen, hören Sie auf!“ rief Irma, sich die Ohren zuhaltend. „Sie können einem für immer den Geschmack an der Musik verderben.“

Damit war sie aufgesprungen, hatte ihn ohne Weiteres zur Seite geschoben und sich an seinen Platz gesetzt. Nach ein paar mit geübter Hand angelegten Akkorden begann sie vom Blatte herunterzusingen, von Zeile zu Zeile wurde sie lebhafter, feuriger, ihre Augen begannen zu leuchten und voller, schmetternder klang ihre Stimme. Sie blieb bei dem Seemannslied nicht stehen, sondern blätterte in dem Klavierauszug weiter und weiter, überall, wo sie auf ihre Parthie traf, innehaltend und bald mit halber Stimme, bald frei aus der Brust heraussingend. Bergmann stand dabei und rieb sich vergnügt die Hände. Er wußte, jetzt hatte er die üble Laune seiner Primadonna aus dem Felde geschlagen und vergegenwärtigte sich schon im Geiste die vollen Kassen, die die Novität mit Irma Boroni in der Hauptrolle machen würde.

Nach einer halben Stunde, während der sie den Direktor ganz vergessen zu haben schien, schlug Irma das Heft zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiege Kaiser Wilhelm's I.

(Mit Bild auf Seite 145.)

In den Gartengebäuden des Schlosses Monbijou zu Berlin befindet sich das Hohenzollern-Museum, eine Sammlung von Merkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte, sowie zahlreiche persönliche Erinnerungen an die preussischen Monarchen, vom großen Kurfürsten an, enthaltend. Ganz besonderes Interesse für jeden Besucher gewähren die Säle Friedrich's des Großen, der Königin Luise, Friedrich Wilhelm's IV. und des Kaisers Wilhelm. In letzterem befindet sich u. A. der Tisch, auf dem Napoleon III. 1870 in St. Cloud die Kriegserklärung gegen Deutschland unterzeichnete. Das Zimmer der Königin Luise, der Mutter Kaiser Wilhelm's I., aber birgt eine ganz besondere Reliquie, die wohl Niemand ohne eigenthümliche Gefühle betrachten wird, nämlich: die Wiege des deutschen Kaisers, von der wir auf S. 145 eine Abbildung bringen. Diese kleine, zierliche Wohnung, in welcher der mächtige Monarch Europa's, der jüngst unter der Anteilnahme des ganzen deutschen Volkes wie aller befreundeten Fürstenhöfe seinen neunzigsten Geburtstag feierte, einst als Säugling seine ersten Lebensmonate verbracht hat, ruht auf einem Gestell aus Mahagoni mit eingelegten Ebenholztaseln, welche durch vergoldete Kränze, Rosetten u. s. w. verziert sind, und wird von vier Säulen getragen. Der Bezug der Wiege ist aus grüner Seide.

Der Starnberger See.

(Mit Abbildung.)

Der Starnberger oder Würmsee, einer der lieblichsten Seen am nördlichen Fuße der deutschen Alpen, ist von München aus mit der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen. Die Bahnlinie München-Starnberg berührt Planegg mit dem Wallfahrtsorte Maria-Gich, dann die Station Gauting und hierauf das malerische Mühlthal, von dessen schönstem Aussichtspunkte unsere Ansicht des See's aufgenommen ist. Schon von dem hart am See liegenden Bahnhofe von Starnberg genießt man eine herrliche Aussicht auf die 20 Kilometer lange und 4 bis 5 Kilometer breite Wasserfläche, welche die Alpenberge im Süden wie mit einer Mauer abschließen. Mehrere Dampfschiffe befahren den See und erleichtern den genussreichen Besuch. Besteigt man das Dampfboot zur Rundfahrt, so passiert man auf dem westlichen Ufer zuerst die von reichen Münchener Bürgern errichtete Villenkolonie Niederpöcking, während man oben am Berg die Villa des Prinzen Karl von Bayern erblickt. Gleich hinter Niederpöcking beginnt der Park des Herzogs Max in

Bayern mit dem Schlosse Pöffenhofen, von wo aus man durch den Wald nach Feldafing hinaufsteigt. Die Terrasse des dortigen Wirthshauses bietet die herrlichste Aussicht über den ganzen See. Von hier aus schlägt der Dampfer den Kurs quer über den See ein nach Schloß Berg, und schon von fern suchen die Blicke aller Fremden jene verhängnißvolle Stelle am Ufer des Parkes, wo am Pfingstmontag 1886 der unglückliche König Ludwig II. den Tod gesucht. Man kann hierauf in Leoni landen, oder mit dem Schiff weiter südwärts fahren, um an Allmannshausen, der Station Ammerland und Bernried vorbei nach Tübing zu kommen. Es folgt nun Station Garatzhausen und die Roseninsel, dann passiert der Dampfer abermals Niederpöcking und landet hierauf wieder in Starnberg, womit die Rundfahrt beendet ist.

Die Verwendung des Adlers zur Jagd.

(Mit Bild auf Seite 149.)

Die Nomadenvölker der hochasiatischen Steppen bedienen sich schon seit unvorzähligen Zeiten nicht nur des Falken zur Jagd, sondern haben es auch

verstanden, den Gold- und Steinadler zur Baije — wie man den Jagdbetrieb mittelst abgerichteter Raubvögel nennt — auf Vierfüßler abzurichten. Die kirgisischen Jäger, welche sich der Steinadler als Stoßvögel bedienen, holen dieselben so jung wie möglich aus dem Horst und dressiren sie, indem sie die Vögel, sobald sie ganz flugbar geworden, zuerst auf kleineres Haarwild, wie Steppemurmeltiere u. dergl. stoßen lassen. Ist der Vogel einmal so weit abgerichtet, so lernt er als weiteren Fortschritt in seiner Dressur für die Baije auch bald auf Füchse zu stoßen. Letztere werden von berittenen Treibern aufgejagt und dem Jäger entgegengetrieben, welcher im geeigneten Moment den Adler fliegen läßt. Dieser schwingt sich in die Höhe, kreist einige Male, stürzt sich dann schräg auf den Fuchs hinab und schlägt ihm in wiederholten Angriffen die kräftigen Fänge in den Kopf, womöglich in die Augen, bis die Jäger herbeieilen und Meister Reineke mit einem Keulenschlag über den Kopf tödten. Ein Adler, welcher öfters zur Fuchsjagd benützt worden ist, stößt dann endlich auch unerschrocken auf Wölfe. Blitzschnell stürzt er sich auf den Gegner und schlägt seine Fänge um den Kopf des Wolfes, schwingt sich



Der Starnberger-See vom Mühlthal aus gesehen. Nach einer Photographie aus dem Kunstverlage von Ferd. Finsterlin in München.

aber, sobald dieser im Begriff ist, zu beißen, schnell wieder in die Luft hinauf, wie unser Bild auf S. 149 zeigt. Unablässig seinen Angriff wiederholend und das starke Raubthier ermüdend, hält er dasselbe fest, bis die Jäger mit ihren großen Windhunden herankommen können, und dem verwundeten Negerim den Garaus machen.

Der zerbrochene Cheetopf.

Erzählung

von J. O. Hansen.

1.

(Nachdruck verboten.)

An einem Sommerabend im August des Jahres 1750 wurde im Parke des im anmuthigen Thale des Trentflusses reizend gelegenen Gutes Ashburn-Hall in Staffordshire ein glänzendes Fest gefeiert. Der junge reiche Gutsherr Reginald Thornhill war nämlich mit seiner jungen lebenswürdigen Frau von der Hochzeitsreise heimgekehrt. Großartig war der Empfang gewesen. Nun wurden die zahlreich eingeladenen Gäste verschwenderisch bewirthet.

In einem Pavillon an der Grenze des Parkes, mit der Aussicht auf die Landstraße und den Fluß, war eine herrliche Tafel gedeckt, auf welcher die prachtvollsten Silbergeschirre, sowie Services von chinesischem, sächsischem und französischem Porzellan prangten.

Viele Leute aus der Umgegend waren herbeigeeilt, um diese Entfaltung von Luxus anzustarren, darunter auch viele Arme, welche wohl einige Broden zu erwischen hofften, die von dem Tische des Reichen für sie abfallen würden.

Wegen der Hitze waren die Fenster des Pavillons weit geöffnet. Die Draußenstehenden konnten ihre Blicke an dem Glanze des Festes erlaben, sie konnten die Musik hören, das Gläserklingen, die Scherzworte, die Toaste, welche ausgebracht wurden. Das war aber auch Alles. Denn strenge hatte der launenhafte und etwas eigensinnige Gutsherr es verboten, den Armen die Brosamen und Ueberbleibsel des Mahles zu reichen, da ihm, wie er sich auszudrücken beliebte, diese Ansammlung von „Gesinde“ vor seinem Hause unangenehm war.

Zuweilen trat der Hausverwalter auf den Balkon und forderte die Leute auf, sich zu entfernen, widrigenfalls Seine Gnaden Mr. Thornhill, Esquire, sich genöthigt sehen würde, strenge Maßregeln zu ergreifen. Und er verfehlte nicht, hinzuzufügen, daß Mr. Thornhill zum Friedensrichter ernannt sei und also die Polizeigewalt in Händen habe.

Dies fruchtete wohl für ein Weilchen, aber sobald der gestrenge Beamte den Rücken gewandt hatte, drängten die neugierigen Zuschauer sich wieder heran. Von Allen der Neugierigste war ein armselig gekleideter, jugendlicher, etwa neunzehnjähriger Krüppel mit einem intelligenten, jedoch von Blatternarben entstellten Gesichte. Sein linkes Bein war unter dem Arnie amputirt und durch ein hölzernes Stelzbein ersetzt. Mit glänzenden und begeisterten Blicken aus seinen großen, treuherzigen Augen verschlang er schier — nicht die eleganten Ladies und Gentlemen in dem Saale des Pavillons, nicht die köstlichen Speisen und Weine, auch nicht das Silbergeschirr, sondern nur einzig



Sirgisen auf der Adlerbaize. (S. 148)

und allein die Tassen, die Kannen, die Töpfe, die Teller, die Schüsseln und anderen Gefäße von dem ausländischen feinen Porzellan.

Galant hatte Thornhill seine liebenswürdige Frau in einen kleineren Nebensalon geleitet, wo sie als Wirthin den anderen Damen auf graziose Weise die Honneurs machte und für sie den Thee bereitete.

Eben nahm sie einen zierlichen, formschönen Theetopf von blauem Porzellan mit weißen Verzierungen zur Hand, da flüsterte der Gemahl ihr noch einige Scherz Worte in's Ohr — sie mußte kichern, er lachte, sie sank lachend auf ihren Stuhl zurück — der schöne Theetopf entglitt ihrer Hand und zerbrach auf dem Fußboden in mehrere große Scherben.

„Ach, wie schade, wie schade!“ wiederholten die anderen Damen.

„Du hast die Schuld, Reginald! Warum brachtest Du mich zum Lachen!“

„Ja, ich habe die Schuld“ gestand der junge Chemann reumüthig. „Doch tröste Dich, meine Liebe, der Verlust ist ja nicht unerträglich.“

„Nun ist das schöne Service unvollständig, welches wir in Paris kauften, und welches, wie der Kaufmann sagte, aus der königlichen Manufaktur stammt.“

„Du sollst bald einen schöneren Theetopf dafür wieder haben.“

„Du bist sehr gütig, Reginald. Aber es ist doch schade!“

„Wir wollen geschwind diese fatalen Scherben entfernen. Heda, Susanne! Holla, Mary!“

Aber keine von den gerufenen Dienerinnen erschien sogleich; sie waren vorhin auf Geheiß der Herrin weggegangen, um mehr Bodwerk zu holen.

Da bückte sich der Gutsherr selbst, hob die Scherben auf und warf sie zum offenen Fenster hinaus auf die Landstraße.

Der blaue, mit einer schönen, weißen, knospenähnlichen Spitze verzierte Deckel zum Theetopfe blieb unbeachtet auf dem Tische liegen.

Kaum waren die Scherben draußen niedergefallen, so stürzte sich der jugendliche Krüppel beutegierig darauf und ruhte nicht, bis er sie alle zusammengegrast und in seinem Kittel geborgen hatte.

Dann ging er etwas abseits und untersuchte mit dem regsten Interesse seinen Fund, den er für einen kostbaren Schatz zu halten schien.

„Ach,“ murmelte er, wenn auch erfüllt von Freude, doch etwas unmutig, „es fehlt der Deckel, den haben sie leider nicht aus dem Fenster geworfen. O, könnte ich doch den Deckel nur einmal ganz in der Nähe se en, um die Verzierungen zu studiren und zu sehen, wie die Form nach oben ausläuft?“

Und sehnsüchtige Blicke sandte er nach den Fenstern des Pavillons. Nach einer Weile hinkte er dorthin zurück und schaute hinein. Die Damen waren mit ihrem Thee fertig geworden und gingen spazieren am Flußufer. Das Parkthor war geöffnet. Drinnen im großen Salon saßen noch die Herren beim Wein.

Einige Bedienten waren im Theesalon mit Aufräumen beschäftigt.

„Jetzt oder nie!“ dachte der Krüppel. „Warum sollten sie nicht so freundlich sein, Dir den Deckel zu zeigen?“

Er schlich durch das Parkthor und in den Pavillon. Eben war er im Begriff, in den Theesalon zu treten, da packte ihn des Hausverwalters derbe Faust am Kragen.

„Spizbube, was hast Du hier zu suchen?“

„Verzeihung, Herr Verwalter, ich wollte... ich wünschte...“

„Stehlen wolltest Du? He? Auf das Silbergeschirr hattest Du es abgesehen?“

„Da sei Gott für! Ich bin ein ehrlicher Mensch und ehrlicher Leute Kind. Ich wünschte nur den Deckel zu dem zerbrochenen Theetopf zu sehen.“

„Was klist da so verdächtig in der Tasche Deines Kittels? Das sind jedenfalls gestohlene Sachen! Wie viele silberne Löffel hast Du gestohlen?“

„Gar keine! Was da klist, sind die Scherben des zerbrochenen Theetopfes, welche ich gesammelt habe. Ich bin Töpfer, Herr Verwalter, und beschäftige mich damit, in der englischen Töpferei Verbesserungen einzuführen. Deshalb ist mir so daran gelegen, das ausländische Porzellan kennen zu lernen.“

„Unfinn! Marsch in's Gefängniß!“

„Nein, ich will nicht!“ schrie der Krüppel. Der Lärm dieser Scene lockte aus dem großen Saale einige Gentlemen herbei, darunter auch den Hausherrn selbst.

„Was geht hier vor?“ fragte Thornhill.

„Ei, der Bursche hat sich eingeschlichen, um das Silberzeug zu stehlen,“ antwortete der Verwalter.

„Nein!“ schrie der Krüppel. „Ich wünschte ja nur den blauen Deckel zu sehen.“

„Welchen Deckel?“ fragte der Gutsherr und Friedensrichter inquisitorisch.

„Den Deckel zum zerbrochenen Theetopf.“

„Was geht Dich mein zerbrochener Theetopf an?“

„Ich habe die Scherben gesammelt, um, so gut ich das vermag, die Zusammensetzung der Porzellanmasse zu untersuchen, denn ich bin ja ein Töpfer, Herr, und wünsche das Geheimniß der ausländischen Porzellanmasse zu ergründen und für England nutzbar zu machen.“

„Du? Nun, Du siehst wohl danach aus, als ob Du ein großer Künstler wärest! Wie heißt Du?“

„Josiah Wedgwood.“

„Woher bist Du gebürtig?“

„Aus dem Töpferdorfe Burslem.“

„Aha, das ist eine schlimme Gegend, in den sogenannten Moorlands, voll von Landstreichern und Gefindel.“

„Eine arme Gegend, Herr, aber ich will sie reich machen.“

„Schweige doch! Hat denn der Bursche silberne Löffel gestohlen?“

„Nein, ich habe nur die werthlosen Porzellan-scherben bei ihm gefunden,“ versetzte der Verwalter. „Aber jedenfalls hat er sich hier heimlich eingeschlichen und sich dadurch verdächtig gemacht.“

„Wenn er kein Spizbube ist, so muß er doch jedenfalls ein Landstreicher sein, und solchenfalls gehört er, wie die neue Parlamentsakte bestimmt, in's Arbeitshaus,“ meinte der junge neugebädene Friedensrichter mit weiser Amtsmiene. „Fort mit ihm! Schaffst ihn in's Gefängniß! Morgen halte ich meinen ersten Gerichtstag ab. Dann will ich weiter über diesen Fall entscheiden!“

Der Verwalter packte von Neuem den unglücklichen Krüppel beim Kragen.

In diesem Augenblicke kehrten die Damen von ihrem Spaziergange zurück.

„O, meine gute Lady, beschützen Sie mich!“ rief der Gefangene. „So wahr ein Gott lebt, ich bin unschuldig!“

„Was hat denn der arme Mensch gethan?“ fragte Lady Thornhill mitleidig.

Ihr Gemahl gab ihr Auskunft.

„Also der unglückliche zerbrochene Theetopf hat dies Unheil verschuldet,“ sagte die junge Dame. „Soll meine Ungeschicklichkeit das Unglück dieses armen invaliden Töpfers verursachen? Ich bitte Dich, Reginald, lasse ihn gehen!“

„Er hat sich in verdächtiger Weise benommen.“

„Ich sehe darin nichts Verdächtiges, wenn er von der Begier nach Bekehrung sich hat hinreißen lassen, in den Pavillon zu kommen, um mein Porzellan zu besehen. Das finde ich im

Gegentheil recht lobenswerth. Vielleicht hat der junge Mann die Gaben, mit der Zeit in seinem Handwerk es zu etwas Tüchtigem zu bringen.“

„Ja gewiß, gute Lady!“ rief Josiah begeistert. „Das ist es, was ich bezwecke, was meine Gedanken Tag und Nacht erfüllt. O, Sie sind mein guter Engel! Ich will Ihnen Zeit Lebens für Ihre Güte dankbar sein!“

„Lasse ihn frei, Reginald!“

„Nun, so sei es,“ brummte der Gutsherr. „Laß ihn los! Du verdankst diese Gnade nur der Fürsprache meiner Frau. Du kannst gehen. Marsch!“

„Gott segne Sie, gnädige Frau!“ rief der Krüppel. „Gott vergelte Ihnen Ihre Güte; wenn ich es je selber kann, so will ich es thun.“ Und er hinkte aus dem Pavillon.

2.

Aus dem schönen und fruchtbaren Thale des Trentflusses gelangt man, wenn man die nördliche Richtung einschlägt, nach kurzer Wanderung in die damals so öden „Moorlands“, wo sich vor hundertfünfzig Jahren die sogenannten „Potteries“ — sieben armselige, von armen Töpfern bewohnte Dörfer — befanden, von welchen Burslem den Mittelpunkt bildete.

Dort wohnte der verheirathete Bruder Josiah Wedgwood's, bei welchem dieser als Geselle arbeitete. Die Eltern waren schon vor Jahren gestorben.

Was in den „Potteries“ damals an Töpferwaaren geliefert wurde, war von schlechter Art und häßlichen, plumpen Formen. Die Sachen waren freilich sehr billig und auch nur für arme Leute bestimmt; für den Mittelstand, der sich zu jener Zeit meist noch mit Zinngefhirren zu behelfen mußte, waren sie zu schlecht, während die Vornehmen und Reichen das kostbare ausländische Porzellan mit den theuersten Preisen bezahlten und neben dem Silberzeug auf ihren Tafeln prangen ließen.

Zwar hatte im Jahre 1690 ein deutscher Töpfer, Namens Ehlers, sich in Burslem niedergelassen und einige Verbesserungen eingeführt, und ein Anderer hatte eine Art grobes weißes Steingut zu Stande gebracht; im Uebrigen war Alles bei dem alten, seit Jahrhunderten hergebrachten Schlandrian geblieben.

Es sollte erst ein großes, erfinderisches Talent erscheinen, um einen völligen Umschwung der Verhältnisse herbeizuführen und die Töpferien Staffordshire's zu einem der wichtigsten Fabrikations- und Handelszweige Englands zu machen. Und dieser erfindungsreiche Geist war der arme Krüppel Josiah Wedgwood.

Als er an jenem ereignißreichen Augustabend in der baufälligen Hütte seines Bruders wieder anlangte, schalt dieser ihn aus, weil er einen halben Tag versäumt habe und die verlorene Zeit nützlicher hätte hinbringen können mit den Vorbereitungen zur Glasur einer Anzahl grober irdener Töpfe.

„Ich habe meine Zeit nicht verloren, denn ich komme nicht mit leeren Händen,“ versetzte Josiah selbstzufrieden. „Sieh doch, lieber Thomas, dies habe ich mitgebracht. Einen kostbaren Schatz von Porzellan!“

Und er zeigte seine Porzellan-scherben.

„Nun, was soll denn das?“ brummte der Bruder unwirsch. „Vergleichen schöne Sachen können wir doch niemals zu Stande bringen. Wir sind arme Töpfer und werden es immer bleiben.“

„Ich will es versuchen, Besseres zu schaffen und ein reicher Töpfer zu werden.“

„Du hast thörichte Gedanken im Kopfe. Mit Deinen Versuchen verschwendest Du die Zeit und bringst uns in noch tiefere Armuth. Wie kannst Du denn daran denken, solches Porzellan anzufertigen, ohne die richtige, dazu unumgänglich nothwendige Porzellanerde?“

„Wir haben allerdings keine eigentliche Porzellanerde, aber doch sonst in der Gegend die schönsten Thonarten. Seit lange habe ich mich darnach gefehnt, eine Probe von diesem französischen Porzellan zu erhalten, um zu erforschen, auf welche Weise die weißen Verzierungen mit dem blauen Grunde verbunden sind. Ich habe eine Masse erfunden, aus verschiedenen Thonarten gemischt, die sich herrlich schwarz, blau, grün und roth färben läßt. Gelingt es mir, daraus zierliche Vasen und Gefäße anzufertigen und schöne weiße Verzierungen anzubringen, so ist mein Glück gemacht.“

„Bisher hat es Dir nicht glücken wollen, und ich habe nicht das mindeste Vertrauen zu Deinen Unternehmungen. Also arbeite zukünftig doch lieber für Dich, oder mit wem Du willst, und falle mir nicht ferner zur Last. Verbinde Dich mit dem Nachbar Whildon, der Dir ja schon Anträge gemacht hat, die Du bisher ablehnst.“

„Weil ich wünsche, daß meine Erfindungen in der Familie bleiben und dieser zunächst zum Nutzen gereichen sollen.“

„Ich will nichts davon wissen.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Ja!“

„Dann lebe wohl, Thomas!“ sagte Josiah gekränkt, indem er aufstand und sich zum Fortgehen anschickte. „Ich gehe zu Whildon. Jetzt jagst Du mich fort, aber eines Tages wirst Du zu mir kommen und mich um Verzeihung bitten. Und ich werde Dir gerne verzeihen und Dich theilnehmen lassen an den errungenen Vortheilen.“

Er verließ das Zimmer, welches so ärmlich ausgestattet war, wie der Wohnraum eines schottischen Hochländers. Der ungläubige Thomas aber lachte hinter ihm her.

Whildon — ebenfalls nur ein armer Töpfer, aber mehr spekulativ und unternehmend als die Anderen — nahm den erfindungsreichen Krüppel mit offenen Armen auf.

Bei diesem Manne setzte er nun seine angestrengten Forschungen und Versuche fort, ergründete richtig das Geheimniß der verschiedenfarbigen Porzellanzusammensetzung und war bald im Stande, aus der von ihm erfundenen Masse — die später „Biscuit“ genannt wurde — solche mehrfarbigen Gefäße anzufertigen.

Auf Whildon's Anregung er fand und fabrizirte er für einige Messerschmiede in Stafford thönerne Messergriffe, die äußerlich dem Achat und Schildpatt ähnlich waren, ferner für reisende Händler Teller in Form von Blättern, Schüsselfeln in Form von Melonen und dergleichen mehr. Diese Arbeiten machten Glück beim Publikum und brachten erheblichen Gewinn. Nach etlichen Jahren trennten sich jedoch die Compagnons, Wedgwood richtete eine eigene Werkstätte ein und konnte nun schon eine ziemliche Anzahl von Gesellen beschäftigen.

Jetzt kam sein Bruder Thomas ganz demüthig zu ihm, um Verzeihung bittend. Er wurde mit brüderlicher Liebe empfangen und erhielt eine vortheilhafte Anstellung in der jungen, mächtig aufblühenden Manufaktur.

Der strebsame und geschickte Fabrikant, dessen Thätigkeit nachgerade in der Handelswelt Aufsehen zu erregen begann, hatte trotz seiner Verküppelung sich die Liebe eines hübschen und braven Mädchens von gutem Herkommen erworben. Die Heirath fand statt. Ein glückliches Familienleben war dem Erfinder beschieden. Die Ehe wurde mit Kindern geeignet, mit blühenden Töchtern und gutgearteten Söhnen.

Aber solches Glück herrschte nicht in dem benachbarten Herrenhause Ashburn-Hall, wie Wedgwood mit aufrichtiger Betrübniß vernahm. Zwar lag die Schuld nicht an Lady Thornhill, auch nicht an deren zwei wohlgezogenen Kindern, die der trefflichen Mutter durchaus ähnlich waren, sondern einzig und allein an ihrem

Gemahl, dem Gutsherrn selbst. Er hatte die Lichtseiten seines Charakters, die ihn in jüngeren Jahren zierten, allmählig verbunkeln lassen und war nunmehr den rohen Vergnügungen der meisten damaligen Landbediente übermäßig ergeben, dem Trinken bei lustigen Bechgelagen und dem Sport in jeglicher Art und Gestalt. Bei allen Wettrennen, Hahnen- und Boxkämpfen innerhalb der Grafschaft und bei vielen außerhalb derselben war er gegenwärtig, verlor enorme Summen im hohen Spiel und durch unfinnige Wetten, so daß er sein Vaarvermögen bald zusehend hatte und sein schönes Gut, welches er obendrein vernachlässigte, mit so vielen Schulden belasten mußte, daß er dieselben bei solcher Lebensweise niemals wieder abzutragen hoffen konnte.

Zuweilen sah der reich gewordene Fabrikant, wenn er in seinem bequemen Reisetwagen auf Geschäftsreisen die Landstraße bei Ashburn-Hall passirte, die bleiche, still leidende Dame an einem Fenster des Pavillons, und sie erregte sein tiefstes Mitleid; denn noch immer betrachtete er sie, die ihm in seiner armen Jugend so freundlich begegnet war, gewissermaßen als seine Schutzpatronin.

3.

Zwanzig Jahre, nachdem Wedgwood sich etablirt, war er einer der größten Industriellen Englands und der reichste, angesehenste und einflußreichste Mann in ganz Staffordshire.

Inmitten seiner sich immer großartiger ausdehnenden Fabrikanlagen ließ er sich ein prächtiges schloßähnliches Wohnhaus erbauen und mit fürstlichem Luxus und Comfort ausstatten.

Er hatte eine neue und bessere Art weißen Steinguts erfunden, sowie eine milchfarbige Fayence, die außerordentlichen Beifall fand, besonders auch durch die Schönheit der Formen, welche der Fabrikant seinen Waaren zu geben wußte. Von Künstlern ersten Ranges ließ er Entwürfe anfertigen. Auch die wunderschönen Formen der alten etruskischen Gefäße brachte er wieder zur Geltung. Mit Beziehung auf diese Wiedergeburt der alten Töpferkunst nannte er seine weitläufigen Fabrikanlagen, die bald zu einer Stadt mit einer nach vielen Tausenden zählenden Arbeiterbevölkerung anwuchsen: „Struria“.

Er baute Landstraßen und Kanäle, um den Transport der Materialien und der fertigen Waaren zu erleichtern.

In London und den anderen Haupthandelsplätzen Englands hatte er Niederlagen seiner Waaren errichtet, und so auch im Auslande. In ganzen Schiffsladungen versandte er seine schönen, praktischen und billigen Fabrikate nach dem europäischen Kontinent, nach Indien und Amerika. Der Werth der verkauften Waaren aus seiner Fabrik bezifferte sich im Jahre 1781 auf zwanzig Millionen Mark und war später vielleicht noch höher. Die vormalig so armen Töpferdörfer in dem Distrikt der „Potteries“ in Staffordshire verwandelten sich rasch in blühende Städte, denn die anderen Töpfer profitirten von dem Beispiele und den Erfindungen Wedgwood's und betrieben nunmehr fabrikmäßig im Großen ihre Geschäfte, wenn auch nicht mit so erstaunlichem Erfolge und in so gewaltigem Umfange, wie der Begründer dieser Industrie.

Viele Ehrenbezeugungen wurden Lestherem zu Theil, so z. B. erhielt er den wohlverdienten Ehrentitel eines „königlichen Töpfers“. Von seinem Reichthum machte er den edelsten Gebrauch, unterstützte freigebig gemeinnützige Institute und war ein bewährter Freund der Armen und Bedrängten.

Einst las er in einer Londoner Zeitung eine Notiz, die ihn heftig erschütterte.

Es hatte wenige Tage zuvor das große Epsom-Rennen stattgefunden. Darüber wurde

berichtet und beiläufig mitgetheilt, daß der Gutsherr Reginald Thornhill von Ashburn-Hall sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe, weil er durch seine letzten Wettepekulationen bei Gelegenheit des erwähnten Rennens sich gänzlich zu Grunde gerichtet hatte.

Sogleich ließ der Fabrikant anspringen und fuhr nach Ashburn-Hall.

In dem kleinen Saale des Pavillons traf er die in tiefe Trauer gekleidete Wittwe des Selbstmörders. Ihr lockiges Haar war ergraut; ihre noch immer schönen Gesichtszüge trugen den Stempel herber Sorge.

Ein Advokat aus Stafford war bei ihr. Der Fabrikant sprach in herzlichen Worten seine Theilnahme aus und bot in zarter Weise seine Hilfe an.

Was er von der Dame und deren Rechtsbeistand erfuhr, klang freilich schlimm und betrübend genug.

Das Gut war vollständig verschuldet und die Gläubiger drängten zum Konkurse. Der Selbstmörder hatte seine Frau und seine Kinder in trauriger Bedrängniß zurückgelassen.

„Ich habe gegen Lady Thornhill eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen,“ sagte der reiche Fabrikant. „Sie bewies sich einst gütig gegen mich, den armen Krüppel, und behütete mich vor Gefahr und Schande. Da habe ich feierlich gelobt, diese Güte zu vergelten, wenn es mir je vergönnt sein würde, dies zu können. Der Augenblick ist nun gekommen und ich bin im Stande, mein Wort einzulösen.“

Er zog ein dickes Paket Banknoten aus der Tasche.

„Hier sind zwanzigtausend Pfund Sterling. Kann damit das schöne Gut für Lady Thornhill und deren Kinder erhalten werden?“

„O ja; ohne Zweifel!“ rief der Advokat staunend. „Das ist eine großartige Hilfe!“

„Ich erfülle nur eine heilige Verpflichtung. Lady Thornhill, trocknen Sie Ihre Thränen; so lange Josiah Wedgwood noch Guineen hat, sollen Sie und die Ihrigen keine Noth leiden, das schwöre ich! Ashburn-Hall soll nicht den Gläubigern zur Beute werden, sondern Eigenthum bleiben der edlen und guten Dame, die ich einst als meine Schutzpatronin verehrte!“

Tief gerührt dankte die Lady für sich und im Namen ihrer Kinder dem wackeren Wohlthäter.

Durch vernünftige Bewirthschaftung und weise Sparsamkeit kam in der Folgezeit das Landgut Ashburn rasch wieder empor zu gutem Gedeihen und dadurch die Familie Thornhill auch wieder zum früheren Wohlstande. —

Der „königliche Töpfer“ — königlich auch in seiner Großmuth — starb, von der Nation betrauert, am 3. Januar 1795. England zählt ihn mit Recht zu seinen trefflichsten Männern.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das unterbrochene Hochzeitsfest. — Es sind jetzt vielleicht gegen sechzig Jahre her, daß an einem schönen Sommermittage auf dem Schlosse C. bei Paris eine heitere Gesellschaft versammelt war. Die Tochter des Hauses, ein blühendes, jugendfrisches Mädchen, feierte ihre Hochzeit mit dem Marquis M., einem reichen, eleganten und liebenswürdigen Cavalier, und die Freunde und Verwandten des jungen Paares waren erschienen, ihre Glückwünsche darzubringen und den frohen Tag verberlichen zu helfen. Es war vor dem Festmahle, und die Gesellschaft vergnügte sich in den Parkanlagen des Schlosses mit Spielen. Eine muthwillige junge Dame schlug das Versteckspiel vor, welcher Vorschlag jubelnd angenommen wurde; die jugendlichen Theilnehmerinnen des Spieles verdeckten sich, die Herren suchten diese in ihren verborgenen Schlupfwinkeln auf, und je sorgfältiger der Versteck gewählt war, um so mehr fand es Beifall. Das Spiel ward mehrere Male wiederholt, bis endlich zu Tische gerufen wurde. Alle Theilnehmer fanden sich ein,

nur die junge Frau fehlte. Man rief, man suchte — vergebens; die Dienerschaft ward aufgeboten, jeder Strauch, jeder Winkel des Gartens durchsucht, keine Spur von der Vermissten war zu entdecken. Auch in den Gebäuden, die zu dem Schlosse gehörten, blieb kein Raum unburchsucht; vom Keller bis zu den Dachkammern suchte man, aber mit demselben Erfolge, die junge Frau war und blieb verschwunden. Endlich kam man auf den Gedanken, daß die Vermisste gewaltsam entführt worden sein könne; die schnellsten Pferde wurden gesattelt und die besten Reiter bestiegen sie, um die nähere und weitere Umgebung abzureiten. Meilenweit jagten sie in das Land hinein, alle Nebenwege wurden geprüft, in den Dörfern und Gehöften nachgefragt, Alles vergebens, Niemand hatte die Gesuchte gesehen, die Entführer mußten noch schnellere Rosse zur Verfügung gehabt haben. Tage lang wurden unter Leitung des trostlosen Bräutigams die Nachforschungen fortgesetzt, kein Blatt im Parke blieb unberührt, jede finstere Ecke in den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden ward durchstöbert, immer das-

selbe Resultat, ein böser Zauberer schien die Hand im Spiele zu haben; nie hörte man wieder etwas von der auf so räthselhafte Weise Verschwundenen, und die Angehörigen derselben waren daher überzeugt, daß sie geraubt und in ein fernes Land gebracht worden sein müsse. Die Dorfbewohner aber klüfterten sich allerhand abergläubisches Zeug in die Ohren, und um das Schloß bildete sich ein Kranz unheimlicher Sagen, deren Heldin die im Brautstaate verschwundene Tochter des Hauses war. Die Besitzer des Schlosses, welches ein so finstres Geheimniß barg, mieden dasselbe, die Mauern begannen zu zerfallen, und selbst die Bewohner der umliegenden Ortschaften machten lieber Umwege, nur um nicht in die Nähe des düsteren, öden Landstriches zu kommen. Endlich fand sich in der Person eines reichen Privatmannes aus Paris ein Käufer, welcher Bauhandwerker und Gärtner kommen ließ, um das Schloß mit seinem prächtigen Parke wieder in wohlthigen Zustand setzen und an Stelle eines früher unbenutzt gebliebenen Theiles einen modernen Neubau ausführen zu lassen. Als die Arbeiter mit dem

Abtragen dieses Flügels beschäftigt waren, fanden sie in einer Ecke einen alten, verstaubten Koffer, den sie aus Neugier öffneten. Wie erschrakten sie aber, als sie darin ein menschliches Gerippe, Spuren und Ueberreste von Frauenkleidern und Schmucksachen fanden. An den letzteren erkannte man das unglückliche, vor einer Reihe von Jahrzehnten verschwundene junge Weib wieder, und die Erklärung des geheimnißvollen Vorganges ergab sich von selbst. Beim Versteckspiel hatte die Aermste den großen, geräumigen Koffer als Schlupfwinkel gewählt, der schwere Deckel war zugeklappt und hatte die Gesangene lebendig begraben. Ihr Rufen und Klopfen hatte Niemand vernommen, und als man endlich auch in diesen Theil des Schlosses kam, war es bereits verstummt; den Koffer zu öffnen aber war Niemand eingefallen, Keiner dachte an die Möglichkeit, daß die alte Truhe das Geheimniß bergen könne. So hatte die jugendliche Braut den schrecklichen Erstickungstod erleiden müssen, durch die Aufklärung des im Munde des Volkes noch immer fortlebenden Ereignisses aber wurde endlich der

Humoristisches.



Doppelsinnig.

Schuldner: Ei, guten Tag, Herr Huber, was verschafft mir denn die Ehre Ihres Besuches?
Gläubiger: Na, hören Sie, ich komme um mein Geld, was ich Ihnen geliehen habe.
Schuldner: Nun, nun, — hoffen wollen wir es nicht!



Verfehlte Drohung.

Gutsbesitzer (der auf einem Baume einen Jungen sieht): Du Schlingel, was machst Du denn da oben, wart' ich hol' den Wächter.
Junge: Holen Sie den nur, aber — warten thut' ich auf ihn nicht.

anheimliche Bann von dem Edelhose genommen, mit welchen ihn Aberglauben und die Neigung zum Wunderbaren belegt hatten.

Die geheimnißvolle Stimme. — Nordwestlich von Fort Garry in der Provinz Manitoba am Red-River des britischen Nordamerika liegt ein See, welcher der Manitoba-See genannt wird. Dieser See schließt eine kleine Insel ein, von welcher in der Stille der Nacht eine „geheimnißvolle Stimme“ ertönt. Unter keinen Umständen würden die umwohnenden Schippewahs sich dieser Insel nähern oder gar auf ihr landen; sie halten den Ort für den Wohnsitz von Manitoba, „dem sprechenden Gott.“ Die Ursache des seltsamen Tones ist in dem Schlagen der Wellen gegen die am Ufer liegenden Kiesel zu suchen. Längs der nördlichen Küste laufen Klippen von feinkörnigem Kalk, die unter dem Schlage des Hammers wie Stahl ertönen. Die an das Ufer schlagenden Wellen verursachen ein Aneinanderreiben der umherliegenden Fragmente dieser Klippen, was einen dem Klingen entfernter Kirchenglocken ähnlichen Ton erzeugt. Die Erscheinung tritt gewöhnlich ein, wenn der Wind aus dem Norden bläst; läßt er nach, so machen sich leise, wehlagende Töne, gleich flüsternden Stimmen, in der Luft hörbar. Reisende schildern den Eindruck als höchst wirkungsvoll und versichern, bei Nacht oft in dem Wahne, Glockengeläute zu vernehmen, erwacht zu sein. H. Th.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 18:

Wer auf Vertrauen dringt, zeigt, daß er es nicht freiwillig verdient.

Charade.

„Herr Doktor, Sie sollen in letzter Zeit Sich viel mit Räthseln befassen! Ah! hätten Sie wohl die Freundlichkeit, Mich auch eins ratzen zu lassen?“

So jüngst zu mir auf dem Balle sprach Recht neckisch das holde Räthchen. Einen Augenblick nur dachte ich nach, Dann sagt ich dem lieblichen Mädchen:

„Es strömt die Erste, ein stolzer Fluß, Durch manche Zweite und Dritte; Das Ganze mit Ihnen ist Hochgenuß, Um's Ganze, Fräulein, ich bitte.“

F. Müller-Saalfeld.
Auflösung folgt in Nr. 20.

Auflösungen von Nr. 18:

der Charade: Augenblick;
des Silben-Räthfels: Nesselsucht, Edfu, Urkundenfälschung, Egerbrunnen, Bughude, Eber, Sarah, Egge, Newyork (Neue Befehle lehren gut).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redirt, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schönlein in Stuttgart.